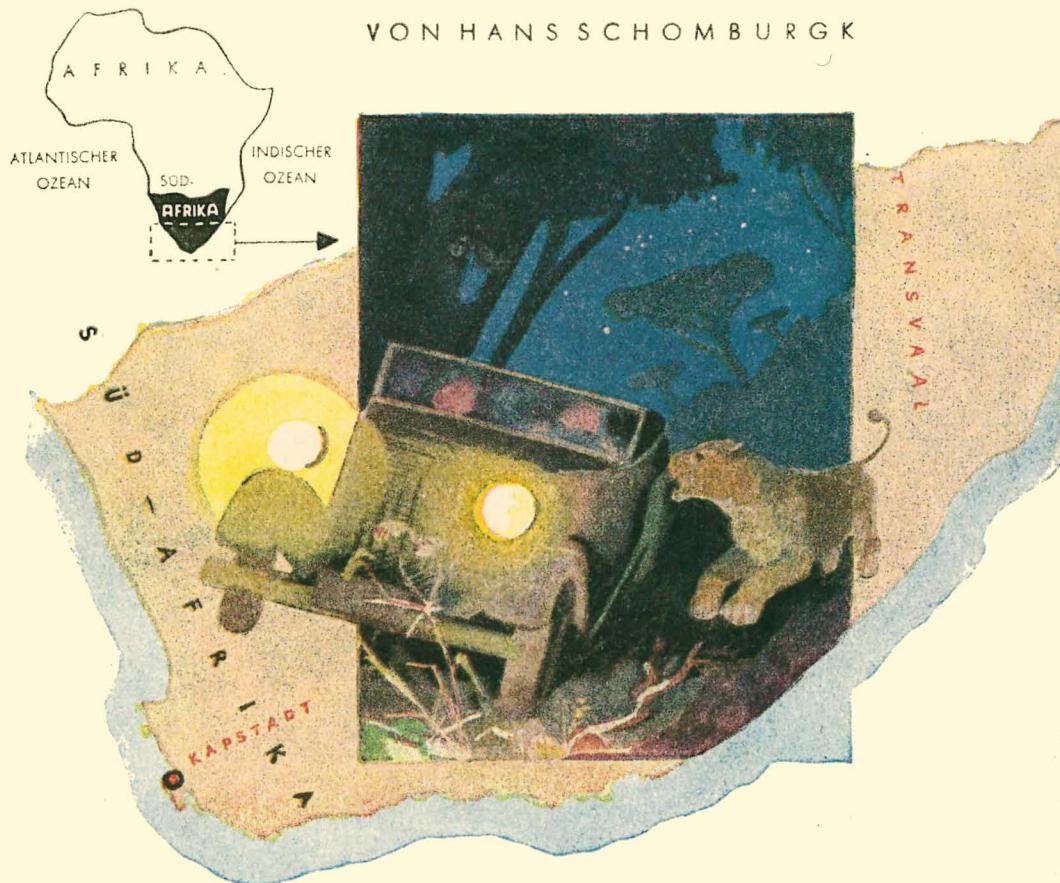


VOLK UND WISSEN · SAMMELBUCHEREI · SERIE C · HEFT 6

## FILMFAHRT DURCH EIN WILDPARADIES

von HANS SCHOMBURGK



VOLK UND WISSEN VERLAG · BERLIN/LEIPZIG



# FILMFAHRT DURCH EIN WILDPARADIES

von H A N S S C H O M B U R G K

Titelbild und Textillustrationen von WILLEM HÖLTER

Die Karte zeichnete JÜRGEN FREESE



V O L K U N D W I S S E N S A M M E L B U C H E R E I  
D I C H T U N G U N D W A H R H E I T S E R I E G · H E F T 6



V O L K U N D W I S S E N V E R L A G  
B E R L I N / L E I P Z I G · 1 9 5 0

**Bestell-Nr. 12078**

Preis 0,30 DM · 101.—250.Tsd. · Lizenz Nr. 334 · 1000/50-VIII-115/50

**2. Auflage · Satz: Druckerei Norden, Berlin N 4**

**Druck: Vorwärts-Druckerei, Berlin-Treptow**

## A U S D E M I N H A L T

Erlebnisse und Enttäuschungen . . . . .	5
Abenteuer im Paradies der Tiere . . . . .	8
Nachtbegegnung mit Löwen . . . . .	11
Von Löwen, Büffeln und Giraffen . . . . .	18
Filmerlebnisse mit Elefanten und dem weißen Nashorn . . . . .	22







## Erlebnisse und Enttäuschungen

Es war an einem späten Nachmittag, als wir am Krokodilfluß, der Grenze des Wildreservats, ankamen.

Als wir am Abend vor unserer Hütte saßen, umfing uns eine eigentümliche Stimmung. Es war ein Erwarten dessen, was vor uns lag und was wir hier erleben würden.

Früh am nächsten Morgen brachen wir auf. Diese erste Fahrt brachte uns das größte Erlebnis, aber gleichzeitig eine große Enttäuschung.

Kaum hatten wir das Lager verlassen, da sahen wir Wildherden, Wasserböcke, Gnu's, dicht am Lager zwei Geparde, die aber im dunklen Busch für das Licht des Objektivs nicht erreichbar waren. Wild, wo man hinsah. Aber wenn wir nun geglaubt hätten, daß wir nur herumzufahren brauchten, um dann irgendwo zwischen dem Wild zu halten und Aufnahmen zu machen, so sahen wir uns bitter enttäuscht. Wir sahen Wild aller Arten, das ruhig verhoffte und uns auf 50 bis 60 Meter herankommen ließ, aber sobald der Wagen hielt, sobald wir nur den Versuch machten, den Apparat in Tätigkeit zu setzen, sprangen die Tiere ab und verschwanden im Busch. Es ist eigentlich mit dem Wild in diesem großen Reservat. Ruhig fahrende Wagen beachtet es gar nicht, daran hat es sich gewöhnt. Aber sobald der Wagen hält, und besonders wenn der Motor abgestellt wird, schöpft es Verdacht und ist genau so scheu, ich muß sogar sagen, teilweise noch scheuer als das Wild in anderen Teilen Afrikas, das Automobile noch gar nicht kennt.

Ich hatte unsere Wagen absichtlich sehr auffallend anstreichen lassen und hatte nicht, wie man mir geraten hatte, eine Schutzfärbung gewählt. Ich wußte nur zu gut, daß die Tiere der Wildnis auf eine Schutzfärbung bestimmt nicht hereinfallen würden. Da ich aber ihre Neugierde kannte, hoffte ich, daß diese Neugierde die Furcht überwinden würde. Grundsätzlich fürchten ja Tiere nur aufrecht gehende Menschen oder natürlich das ihnen bekannte Raubwild. Dieses flache Etwas, das Automobil, aber würden sie sicher dort, wo ihnen Automobile noch nicht bekannt waren, für ein Tier ansehen, und so haben wir denn auch die Erfahrung gesammelt, daß wir, solange wir auf den Wegen in Bewegung blieben, kaum beachtet, von den Tieren aber gefürchtet wurden, sobald wir hielten.

Abseits, tief drinnen im Wildreservat, wo die Automobile sonst nicht hinkamen, konnten wir mit der Zeit die Tiere förmlich an uns gewöhnen.

Es ist naturgemäß ein großer Unterschied, ob man photographische Aufnahmen oder Filmaufnahmen von Tieren machen will. Die Handkamera mit gutem Objektiv kann ständig im Wagen bereit getragen werden. Im gegebenen Augenblick hält der Wagen, der Momentverschluß arbeitet, und das Tier oder die Gruppe ist im Bilde festgehalten. Es ist aber etwas ganz anderes mit der Filmkamera. Hier braucht man Zeit, muß vorsichtig einstellen und, das wichtigste, man muß den Motor abdrosseln, da sonst die Aufnahme verwackeln würde. Wenn die Tiere manchmal auch stehenblieben, solange der Motor surrte, so sprangen sie regelmäßig ab, wenn wir den Motor abstellten.

Es lag uns gar nichts daran, Aufnahmen von flüchtendem Wild zu machen. Solche Aufnahmen sind oft genug gezeigt worden. Ich hatte mir eine Aufgabe gestellt, die größer und höher war. Vor Jahren hatte ich schon einmal in einem Interview gesagt, daß es mein Ehrgeiz wäre, die Seele Afrikas zu photographieren, die aus den Augen der Tiere spricht.

In einem Wasserloch in der Trockenzeit gut in einem Versteck eingebaut zu sitzen, dort Tiere zu beobachten und zu photographieren, ist nicht so schwierig. Denn sie müssen zum Wasser kommen, um ihren Durst zu löschen. Gewiß sind solche Bilder sehr schön, und auch wir haben diese Aufnahmen gemacht. Unvergleichlich viel schwieriger ist es, Tiere zu beschleichen und im dichten Dornbusch Stunden und Stunden zu verfolgen, um sie dorthin zu bekommen, wo man sie für die Kamera braucht.

Nach der ersten Enttäuschung brachte uns aber doch der erste Tag noch einen herrlichen Erfolg. Wir fuhren zu den Tümpeln, in denen die Flußpferde hausen, und hier hatten wir unerhörtes Glück. Wir hatten unseren Wagen zurückgelassen und pirschten uns vorsichtig am dicht bewaldeten Flußufer entlang. Wir hörten die Flußpferde grunzen, prusten und Wasser hochspritzen. Mit den schweren Apparaten und Zubehörteilen krochen wir durch die kleinen Tunnel, die sich die Flußpferde durch das dichte Gestrüpp am Flußufer ausgetreten hatten. Es herrschte eine glühende Hitze in diesen Tunneln, in denen kein Luftzug wehte. Wir wurden von Moskitos zerstochen, der Schweiß floß in Bächen von unseren Körpern, und das Herz klopfte zum Zerspringen. Zwar stand der Wind noch günstig, aber er war unsicher, denn am Nachmittag schlägt er leicht um. Schritt für Schritt schoben wir uns weiter. Die Dornen zerrissen unsere Kleider und rissen blutige Striemen in unsere nackten Beine und Arme. Die Moskitos bissen uns zum Rasendwerden.

Aber nichts konnte uns von unserem Vorhaben abbringen. Vor uns sahen wir ein Bild, wie es selten das Auge eines Kamerajägers geschaut.

Zehn Flußpferde waren auf dem Land, auf einer Sandinsel im seichten Fluß. Einige lagen, andere standen und hoben sich wie schwarze Felsen von dem weißen Sand ab. Und dahinter im Tümpel auf- und abtauchende Köpfe. Es war ein großartiges, ein überwältigendes Bild!

Faul bewegten sich die Flußpferde im Sonnenlicht. Wir kamen näher und näher, dann mußten wir noch über eine freie Strecke kriechen. Wir schoben die Apparate vor uns her, und langsam, Zentimeter auf Zentimeter, arbeiteten wir uns voran. Endlich, nach einer Zeitspanne, die uns wie Stunden erschien, in Wirklichkeit aber nur Minuten ausmachte, kamen wir vollständig ausgepumpt an den Platz, der uns als Standplatz für die Aufnahme günstig erschien.

Im Liegen wurde der schwere Apparat montiert. Langsam, ganz vorsichtig nahmen wir ihn hoch, wir zitterten und fürchteten jeden Augenblick, daß die Tiere uns bemerkten würden, von denen uns nur noch wenige Schritte trennten. Aber die Flußpferde waren faul und schlaftrig in der heißen Sonne. Sie fühlten sich auch ganz sicher. Endlich war der Apparat aufgestellt, wurde

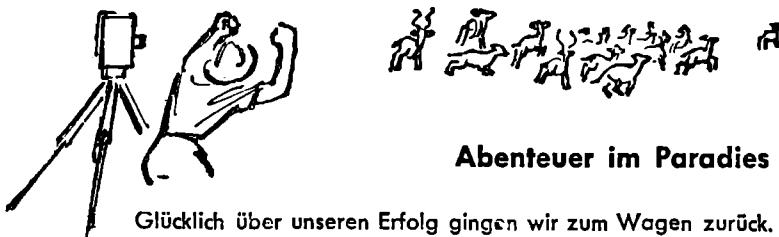


eingestellt, und als erstes hatten wir die ganze Gruppe im Bild. Aber jetzt kam der entscheidende Augenblick. Der kleine Motor des Apparates begann zu surren; wir fürchteten, daß die Tiere bei dem Geräusch, das sie bestimmt hören mußten, sofort ins Wasser stürzen würden. Nun geschah ein Wunder, ein Wunder, das ich später noch oft erleben sollte. Das gleichmäßige Surren der von dem Motor getriebenen Kamera schien auf die Tiere einen hypnotischen Einfluß auszuüben. Schläfrig und faul, aber neugierig schauten sie zu uns herüber, sie konnten uns nicht ausmachen, da wir im dichten Busch standen und glücklicherweise die Sonne im Rücken hielten. Es schien wirklich, als ob die Tiere an dem gleichmäßig surrenden Geräusch Gefallen fänden. Die erste Aufnahme war beendet. Nun galt es, noch näher heranzukommen, ganz nahe, auf wenige Schritte, um einzelne Tiere in Großaufnahmen festzuhalten. Ein Wunder geschah! Auch dies Manöver glückte. Streifen auf Streifen surrte durch die Kamera. Filmstreifen, die unbezahlbare seltene Aufnahmen brachten.

Als wir ganz nahe heran waren, erhob sich schwerfällig ein alter Bulle, setzte sich auf die Hinterhand, glotzte uns an, ohne uns zu sehen, und wackelte mit seinen kleinen Ohren. Er sah aus wie eine große Bulldogge, die sich nicht in ihrer beschaulichen Ruhe stören lassen wollte.

Nachdem wir genügend Aufnahmen gemacht hatten, alles das, was wir im Bilde festhalten wollten, wurde wieder das Objektiv gewechselt und auf die ganze Gruppe eingestellt. Dann trat ich aus dem Versteck hervor, und sofort waren die Tiere mit einer Geschwindigkeit hoch, die man diesen schwerfälligen Leibern gar nicht zutrauen möchte. Sie stürzten sich ins Wasser, das hoch aufspritzte und über ihnen zusammenschlug.

So brachte uns der erste Tag im Paradies der Tiere gleich einen großen Erfolg, dem sich noch viele andere anreihen sollten.



### Abenteuer im Paradies der Tiere

Glücklich über unseren Erfolg gingen wir zum Wagen zurück. Wir mußten uns beeilen, wenn wir das Lager noch vor der Dunkelheit erreichen wollten. Denn wir hatten noch 100 Kilometer zu fahren.

Es ist grundsätzlich verboten, nachts zu fahren, da die Löwengefahr dann zu groß ist. Zwar hatte ich eine Sondergenehmigung, wollte aber davon nicht öfter Gebrauch machen, als unbedingt nötig sein würde. Unsere Auf-

nahmen hatten doch länger gedauert, als wir zuerst gedacht hatten. Die Filmjagdleidenschaft hatte uns mitgerissen und uns Zeit und alles andere vergessen lassen. Als wir uns auf den Heimweg machten, sank die Sonne schon bedenklich dem Westen zu. Bald ging sie unter, und die Dunkelheit brach ein. Es wurde Nacht, wir fuhren und fuhren, die Strecke schien endlos. Unsere Scheinwerfer beleuchteten den Weg, leuchteten in den Busch und spiegelten sich in den Augen erschrockener Tiere. Eine Herde Impala (Schwarzfersenantilopen) stand mitten auf dem Weg, ganz dicht zusammengedrängt. Die Scheinwerfer spiegelten sich in ihren Augen. Es erinnerte mich an ein Bild, das ich vom Dampfer aus gesehen hatte, wenn in weiter Ferne eine Stadt an der Küste lag mit erhöhten Fenstern, die wie winzige, kleine, leuchtende Punkte zum Schiff herübergrüßten. Es ist schwer, so etwas in Worten zu beschreiben; man muß es erlebt und gesehen haben, um es zu verstehen. So schön und erlebnisreich diese Nachtfahrt auch war, wir waren doch innerlich froh, als wir die Lichter von Madelane, unserem Rastlager, erblickten und ich den Wagen um die erste Hütte schwenkte und vor unserem schilfgedeckten Speiseraum hielt.

Die teilweisen Mißerfolge der ersten Tage im Paradies der Tiere hatten uns nicht entmutigt. Wir waren von unserer Idee besessen, vom Filmjagdfieber gepackt. Lange vor Tagesanbruch waren wir auf, schnell wurde am offenen Lagerfeuer eine Tasse Kaffee getrunken und ein leichtes Frühstück eingenommen, und als die Sonne durch den Morgen Nebel brach, sah sie uns schon auf dem Wege, neuen Taten entgegen.

Ich hatte beschlossen, die nächsten Tage nur dazu zu verwenden, erst einmal das Wild gründlich zu studieren, seine Gewohnheiten kennenzulernen, und wollte erst dann, wenn wir auch mit dem Gelände vertraut waren, wieder mit Aufnahmen beginnen.

Wir sahen jeden Tag Unmengen von Wild aller Arten. Alle Versuche, uns nahe heranzupirschen, blieben ohne Erfolg. Wir versuchten, das Wild zu beschleichen, und versuchten auch, mit dem Wagen heranzukommen. Ohne Schwierigkeiten kamen wir auf bequeme Schußweite an die Tiere heran, aber die kurze Entfernung, die wir für die Kamera brauchten, konnten und konnten wir nicht erreichen. Immer wieder wurde das Wild flüchtig und ließ uns enttäuscht zurück. Da kam mir eines Tages ganz plötzlich eine Idee. Sie war so einfach, daß wir uns wunderten, nicht gleich darauf verfallen zu sein. Aber diese Idee will ich heute noch nicht verraten, sie soll unser Geheimnis bleiben. Denn einer von uns, der an diesen Fahrten teilgenommen hat, wird doch vielleicht wieder hinausgehen, um weitere Aufnahmen zu machen, und darum kann und will ich das Geheimnis nicht verraten.

Nun sah uns ein junger Tag zur Aufnahme gerüstet. Es war das Gnu, dies eigentümliche, an sich ziemlich dumme Tier, eine Antilope, die vorn wie ein Büffel und hinten wie ein Esel aussieht und zu Tausenden die Gebiete bevölkert, das das erste Opfer unserer Kamera wurde.

Aber wie verschieden selbst die Gnus in ihrem Charakter sind, konnten wir jetzt wieder feststellen. Während einige Herden uns ruhig nahe kommen ließen und gar keine Miene machten, flüchtig zu werden, sprangen andere ab, lange bevor wir die Entfernung erreichten, die wir für unsere Aufnahmen nötig hatten.

Ich habe immer behauptet, daß alle Tiere, selbst die, die derselben Gattung angehören, doch einen individuellen Charakter haben.

Über eine Tiergattung im allgemeinen läßt sich wohl etwas sagen, aber man kann nie wissen, wie sich das einzelne Tier in verschiedenen Fällen verhalten wird.

Die ersten Wochen brachten uns einige schöne Tierbilder; aber die Antilope, an der uns am meisten lag, die scheue Kuduantilope, schien es darauf angelegt zu haben, uns zu narren.



Es war das Gnu, eine Antilope, die vorn wie ein Büffel und hinten wie ein Esel aussieht



## Nachtbegegnung mit Löwen

Eines Tages waren wir einem Kudubullen in den Busch gefolgt. Wie immer, saß ich am Steuer des Aufnahmewagens. Wir fuhren durch hohes Gras, plötzlich ein Schlag, der Wagen stand. Ich schaltete den Rückwärtsgang ein, wollte zurückfahren, da rief man mir zu: „Um Gottes willen, halt, die Ölwanne ist zerschlagen!“

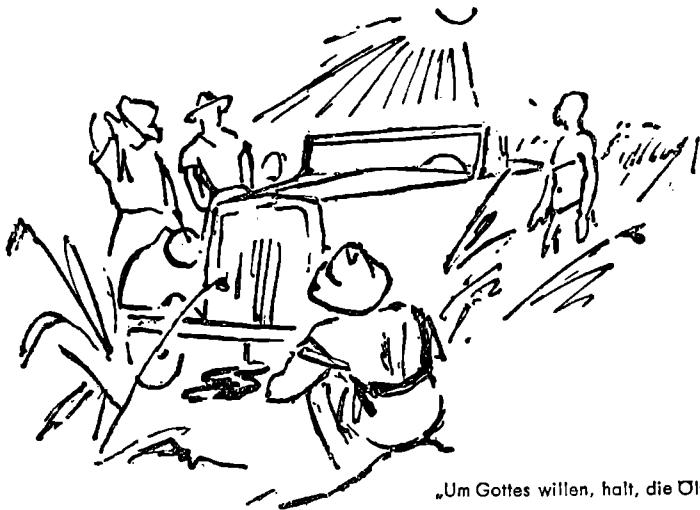
Es war schon ziemlich später Nachmittag. Wir waren vom Lager weit entfernt, irgendwo im Busch, abseits vom Wege. An eine Reparatur an Ort und Stelle war nicht zu denken. Die Ölwanne war von einem spitzen Stein, den ich im hohen Gras nicht gesehen hatte, aufgerissen. Uns blieb nichts weiter übrig, als erst mal den Wagen an den Weg heranzuschieben.

Da saßen wir nun und betrachteten uns den Schaden und kratzten uns am Kopf. Wir hörten das Geräusch eines herannahenden Automobils, das aber plötzlich verstummte. Ich ging auf den Weg und sah in einiger Entfernung einen Wagen halten, der offenbar eine Reifenpanne hatte und dessen Fahrer dabei war, einen Reifen auszuwechseln. Ich ging hin und bat die Insassen um Hilfe. Wir hatten ständig eine kurze Stahltrosse im Wagen, und hiermit schleifte der andere Wagen unseren Invaliden auf die Straße. Der Fahrer des Wagens erbot sich, uns nach dem Rastlager Spionkop zu bringen, das an der Westgrenze des Reservats liegt. Wir ließen alle Sachen im Wagen, nahmen aber die Kamera mit.

Es war schon dunkel, als wir in Spionkop ankamen, und da saßen wir nun im Rastlager, ohne etwas zu essen und ohne Decken. Wir wollten oder vielmehr wir mußten hier den Wagen abwarten, da der Fahrer uns versprochen hatte, noch am späten Abend zurückzukommen, um uns zu unserem Heimatlager zu bringen. Ich hatte ihn gebeten, den Ranger (Wildaufseher) zu benachrichtigen, der ungefähr zehn Kilometer entfernt wohnt.

Das Rastlager Spionkop liegt auf einem Hügel in völlig offenem Gelände. Wo man von hier auch hinschaut, überall sieht man Wild der verschiedensten Arten. Die Kameraleute gingen am Nachmittag noch fort, um trotz der schon niedrig stehenden Sonne den Versuch zu machen, einige Aufnahmen zu bekommen. Ich war gezwungen, im Lager zu bleiben, um Nachricht zu erwarten.

Als rettender Engel erschien am Nachmittag die Frau des Rangers in ihrem kleinen Auto. Sie kam ganz allein und brachte Proviant und Decken.



„Um Gottes willen, halt, die Ölwanne ist zerschlagen!“

Zu meiner großen Enttäuschung teilte sie mir mit, daß uns der Wagen erst am nächsten Morgen abholen würde, da ihr Mann es nicht verantworten wollte, daß der fremde Wagen eine Nachtfahrt durch das löwenreiche Gebiet mache.

Nachdem die Kameraleute zurückgekommen waren, kochten wir uns aus den von Mrs. Jones mitgebrachten Konserven eine fürstliche Mahlzeit, die wir mit dem Jagdmesser, das wir ständig am Gürtel trugen, aus den Dosen aßen. Eine Zeitlang saßen wir noch Pfeife rauchend vor der Hütte, horchten hinaus in die Stille der Nacht, aus der die verschiedenartigsten Tiergeräusche zu uns herüberklangen; dann gingen wir schlafen.

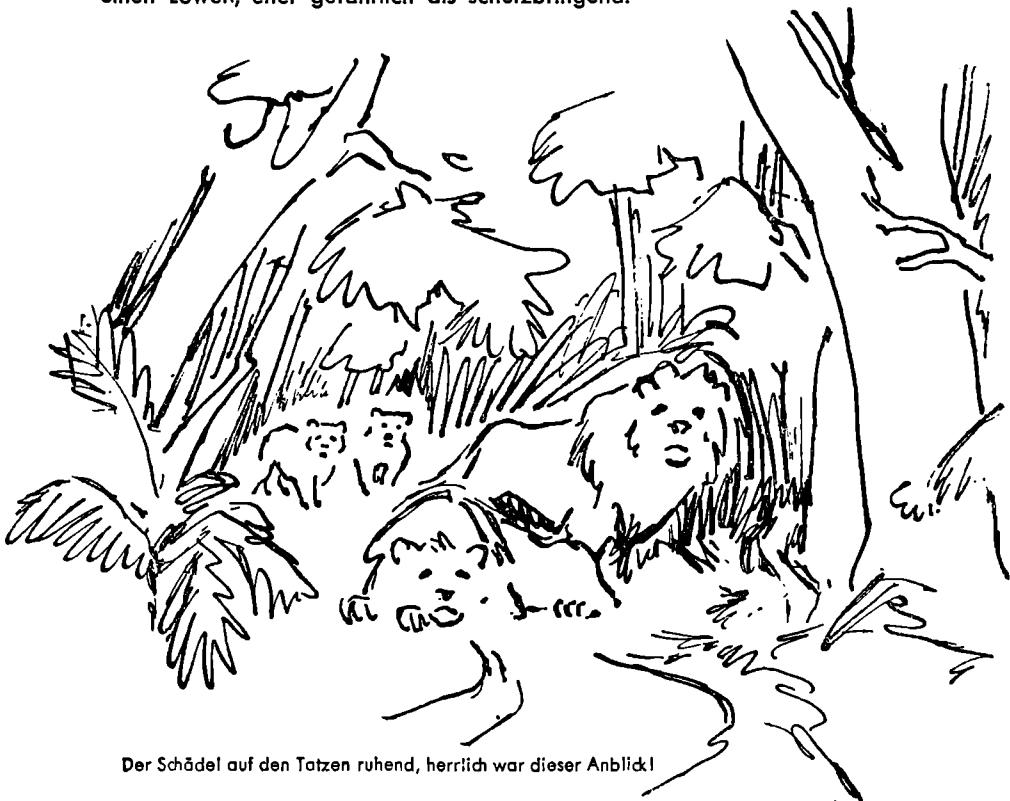
Ich war kaum eingeschlummert, da hörte ich ein Automobil. Es war der Wagen, der uns nach Hause bringen sollte. Es war dem Fahrer gelungen, Mr. Jones zu überreden, ihm doch die Erlaubnis zu geben, uns noch am Abend oder vielmehr in der Nacht zu unserem Lager zurückzubringen. Der junge Afrikander, der den Wagen führte, hatte seinen Bruder mitgebracht.

Wir standen auf, packten unsere paar Sachen in den Wagen, und hinein ging es in die kalte, sterneklare afrikanische Nacht. Gegen Mitternacht bogen wir in den Weg ein, der den Namen „Jock of the bushveldt road“ führt. Wir befanden uns hier auf der historischen Straße, die die Transportfahrer in den alten Tagen von der Delagoa-Bai nach Barberton benutzten. Eigenförmlicherweise bekam diese Straße ihren Namen von einem Hund, der den ersten Transportzug begleitet hatte.

Ich saß vorn im Wagen, links neben dem Fahrer. Wir kamen an unserem Auto vorbei, das einsam und verlassen am Wege stand. Wie immer auf diesen romantischen Nachtfahrten, spiegelten sich die Scheinwerfer in den Lichtern der Antilopen.

Wir sahen auch Giraffen, die im Scheinwerferlicht noch grotesker aussahen als am Tage. Wir glaubten Löwen zu sehen, die uns aus dem Busch beobachteten, aber es waren sicher nur Antilopen. Da wir wußten, daß wir durch eine löwenreiche Gegend fuhren, sprachen wir von Löwen, die uns dann unsere Phantasie vorgaukelte. Aber dann kam wirklich das große Abenteuer! Ruhig und majestätisch trat ein riesiger Löwe aus dem Busch hinein in den Lichtkegel der Scheinwerfer, die die Straße beleuchteten. Als er das Geräusch des nahenden Motors hörte, drehte er sich langsam um. Ein prächtiges, ein unvergessliches Bild, wie er so in seiner majestätischen Schönheit stand! Ruhig, würdevoll und gleichgültig sah er uns an. Wir hielten. Ein zweiter Löwe trat aus dem Busch und gesellte sich zu seinem Kameraden, der sich auf dem Weg niederlegte. Der mächtige mähnengeschmückte Schädel auf den Tatzen ruhend, herrlich war dieser Anblick!

Aber zwei Löwen mitten in der Nacht. Wir waren vollständig unbewaffnet. Der Fahrer hatte einen kleinen Damenrevolver, gänzlich nutzlos gegen einen Löwen, eher gefährlich als schutzbringend.



Der Schädel auf den Tatzen ruhend, herrlich war dieser Anblick!

Nun kam noch ein dritter Löwe und ein vierter, alle vier schauten uns unverwandt an. Der erste stand auf und kam langsam und bedächtig auf uns zugeschritten. Er marschierte direkt in das Licht der Scheinwerfer hinein, es mußte ihn blenden. Er konnte auch gar nicht ausmachen, was hinter diesem Licht verborgen war, trotzdem kam er unbeirrt näher, von seinen Kameraden gefolgt, ganz langsam, Schritt für Schritt.

Ich merkte, wie der Fahrer unsicher wurde; auch ich fühlte die Gefahr, in der wir uns befanden. Niemand sprach, denn keiner wollte dem anderen verraten, daß auch er Furcht hatte.

Nun flüsterte mir der Fahrer mit zitternder Stimme zu: „Was soll ich machen? Soll ich rückwärts setzen?“

Ich merkte, wie ihm zumute war, und versuchte, ihn durch ein Scherzwort zu beruhigen. Mit einem Lächeln, das bestimmt nicht aus der Freude an dem Anblick der vier Löwen, sondern mehr aus der Not heraus geboren wurde, sagte ich: „Mensch, mach' was du willst, schließlich bist du hier zu Hause, wir sind Fremde; es sind deine Löwen, du mußt sie kennen und mußt wissen, was du zu tun hast!“

Inzwischen waren die Löwen auf ungefähr zehn Meter herangekommen. Im hellen Licht der Scheinwerfer sahen wir ganz deutlich den Ausdruck ihrer Gesichter. In diesem Blick der herrlichen Tiere lag keinerlei Bösartigkeit; nur Neugierde, unbeschreibliche Neugierde war deutlich zu erkennen. Der Fahrer setzte den Wagen zurück, wenden konnten wir nicht, da der Weg zu schmal war und von dichtem Busch auf beiden Seiten eingeengt. Er war auch steinig und voller Löcher.

Und nun legte sich der eine Löwe wieder mitten auf der Straße nieder. Als aber der Wagen anfing rückwärts zu fahren, stand er bedächtig auf und folgte uns. Nach wenigen Metern machten wir halt. Es war unmöglich, rückwärts zu fahren. Und wieder legte sich der Löwe, der der Führer der Gruppe zu sein schien, nieder. Er beobachtete uns für Minuten, die uns wie eine Ewigkeit dünkten, den Kopf zwischen den Pranken. Dann stand er wieder auf und kam ruhig auf uns zugeschritten. Seine drei Kameraden folgten, langsam, ganz langsam, ohne jede Aufregung. Zehn Schritte Acht Schritte! Näher, immer näher!

Ich schaute mich nach meinen Kameraden im Wagen um. Lieberenz hatte das große Objektiv als Waffe ergriffen, der junge Keim sein Messer gezogen. Lächerliche Waffen gegen vier ausgewachsene Löwen. Wieder kamen die Löwen näher. Nur fünf Schritte trennten uns, nur noch drei! In einer Entfernung von höchstens zwei Schritt blieb der erste Löwe stehen, und trotz dem Ernst der Situation war es ein komisches Bild, dieses Tier zu beobachten, wie es versuchte, aus dem Licht der Scheinwerfer herauszukommen. Er drehte seinen Kopf von einer Seite zur anderen, machte seinen Hals lang, um zu versuchen, hinter dieses Licht zu schauen, daß wie ein Vorhang vor seinen Augen lag.

Dann starre er mich unverwandt an. Ich hätte wissen müssen, daß er mich gar nicht sehen konnte, daß er geblendet war. Aber damals schien mir, als ob der Löwe mich sehen konnte, mich abschätzte, ob es sich lohnte, einen Sprung zu wagen, um sich eine leichte Mahlzeit zu verschaffen. Ich hatte den linken Arm auf der Seitenwand des Wagens liegen und zog ihn instinktiv vorsichtig zurück. Gerade, als ob das etwas helfen könnte. Der Fahrer, dem jetzt die Nerven durchzugehen drohten, zog seinen Spielzeugrevolver:

„Soll ich schießen?“

„Um Gottes willen, machen Sie keine Dummheiten. Meinetwegen einen Schuß in die Luft, aber um Gottes willen nicht einen Löwen treffen. Jetzt sind die Löwen noch ruhig, aber wehe, wenn Sie einen verwunden und die anderen Blut riechen.“

Er feuerte zwei Schüsse in die Luft, die auf die Löwen nicht den geringsten Eindruck machten. Gott sei Dank, es waren die beiden einzigen Patronen, die er hatte. Denn vor dem Revolver und dessen Wirkung hatte ich tatsächlich mehr Angst als vor den Löwen.

Mir schien es, als ob der Löwe sich in aller Ruhe überlegte, ob es sich lohne, zum Angriff vorzugehen. Jetzt hieß es handeln. Im Augenblick hatte ich nur den einen Wunsch, selbst am Steuer zu sitzen. Denn hier gab es nur eins: ohne Zögern zum Angriff übergehen, alles drängte zur Entscheidung.

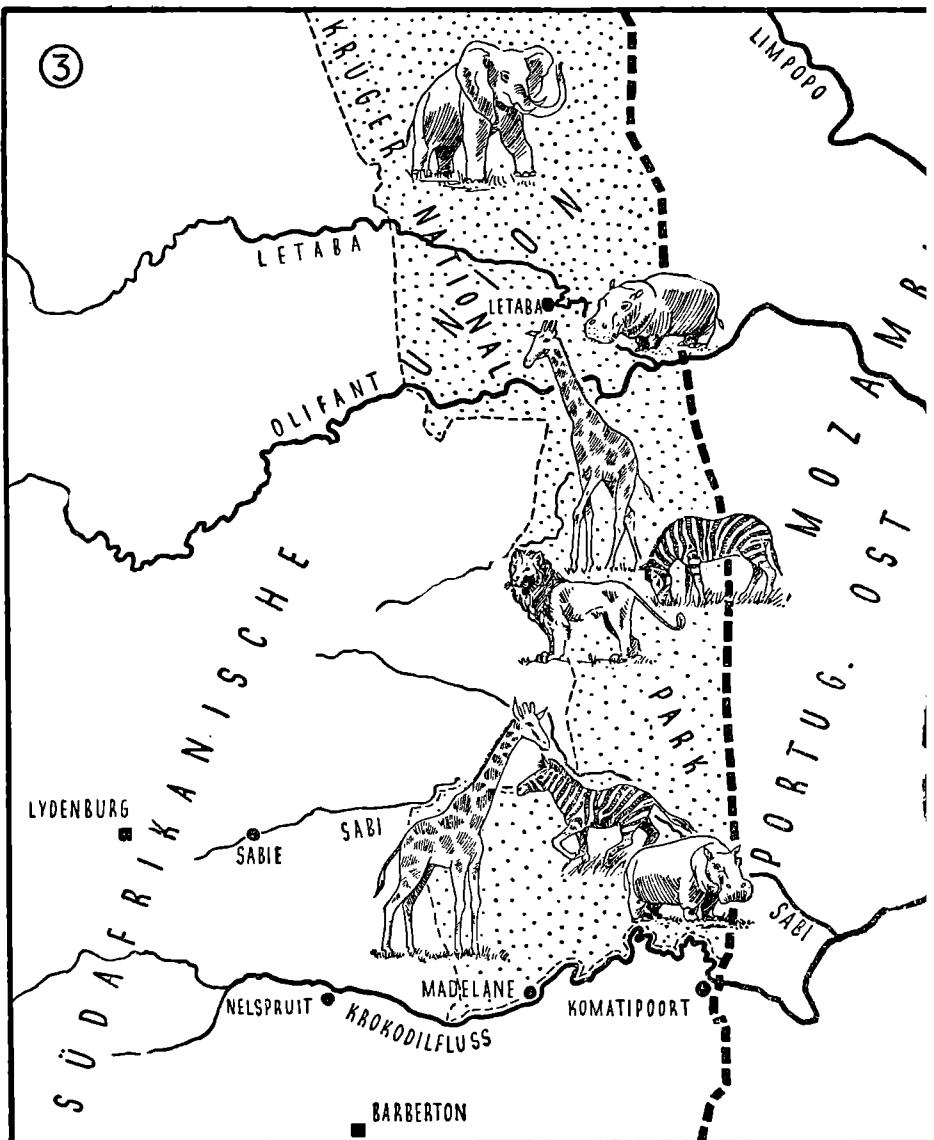
„Schnell“, sagte ich zu dem Fahrer, „es gibt nur eine Möglichkeit, geh in den kleinen Gang, mach' allen Krach, den du mit dieser alten Blechbüchse von Auto machen kannst, hupe und fahre direkt auf den Löwen zu. Wir müssen es wagen!“

Der Fahrer nahm allen Mut zusammen, warf die Schaltung in den ersten Gang, gab Vollgas und ließ die Kupplung einen Augenblick schleifen. Die alte Klamotte ratterte tatsächlich wie eine Blechbüchse, der Fahrer hupte, wir brüllten, und der Wagen setzte sich gerade auf den Löwen zu in Bewegung. Es sah schon aus, als ob es einen Zusammenstoß geben würde, aber in der letzten Sekunde sprang der Löwe zur Seite. Er stand so dicht neben dem Wagen, daß ich ihn mit der Hand berühren konnte. Der zweite sprang zur anderen Seite, hinein in den schützenden Busch. Die beiden anderen Löwen, die dahinterstanden, machten kurz kehrt und galoppierten vor uns her im Lichte der Scheinwerfer, wie es in Europa die Haren tun. Es war schon ein komisches Bild, zwei Riesenlöwen, die wie große ungeschlachte Bernhardinerhunde auf der Straße vor dem Automobil in toller Angst dahinrannten!

„Langsam, langsam jetzt“, rief ich dem Fahrer zu, „gib ihnen Zeit, aus dem Lichtkegel herauszukommen.“

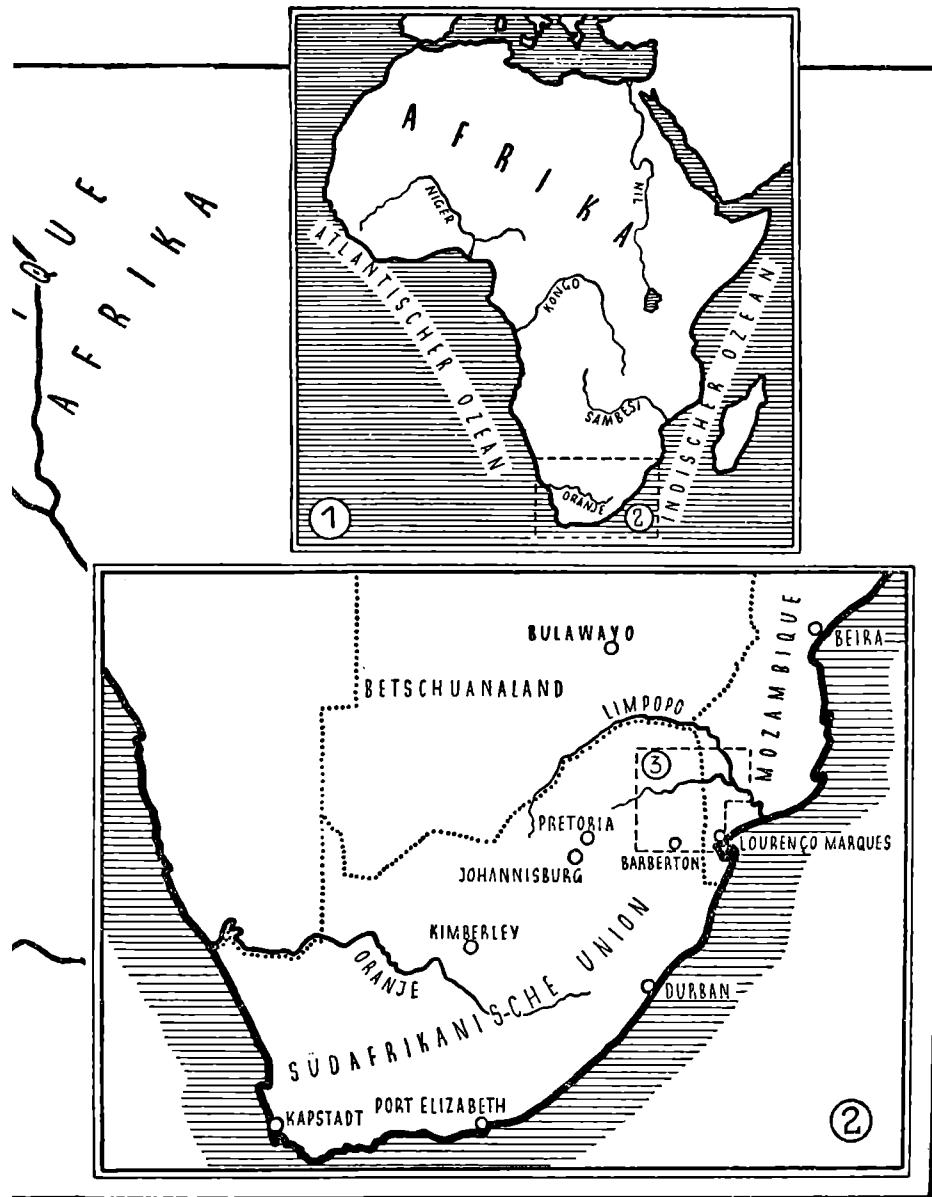
Wir verlangsamten unsere Fahrt. Die Löwen bogen ab und verschwanden. Der Fahrer gab wieder Gas, um möglichst schnell aus dem Bereich

(3)



Die geographische Lage des Wildparadieses.

1. Afrika. Im Süden ist die geographische Lage der Süden an deren Grenze der Krüger-Nationalpark — unser Wi-



afrikanischen Union angedeutet. — **2.** Die Südafrikanische Union und die portugiesische Kolonie Mosambique, das Paradies — liegt. — **3.** Die Lage des Krüger-Nationalparkes.

der jetzt gereizten Tiere herauszukommen. Keiner von uns sprach ein Wort, bis plötzlich hinter mir eine Stimme sagte:

„Verflucht noch mal — und diese prachtvolle Aufnahme mußten wir uns entgehen lassen — —!“

Es war wirklich ein erlösendes Wort für unsere gespannten Nerven. Wir brachen in Gelächter aus. Jetzt waren wir ja wieder so mutig, d. h. so ganz nun doch nicht. Denn die Gefahr bestand ja noch immer, auf der Strecke zu unserem Lager weiteren Löwen zu begegnen, die vielleicht nicht so gutmütig oder so gut gelaunt waren.

Wir erreichten jedoch unser Lager ohne weiteren Zwischenfall, sahen viele Antilopenherden, Schakale und Giraffen.



### Von Löwen, Büffeln und Giraffen

Es drängte uns weiter. Wie es immer in allen menschlichen Dingen ist, so lockte uns das Abenteuer, das vor uns lag in einem anderen Gebiet, das wir noch nicht kannten. Unser Bezirk bot uns nichts Neues mehr. Wir waren mit ihm vertraut. Es ging uns wie allen Menschen im Leben, das Unbekannte, das vor uns lag, reizte uns, wir wollten es erobern, wollten das Neue, Unergründete an uns reißen und besitzen, in seine Geheimnisse eindringen, wollten diesem unberührten Stück Natur nicht nur Freunde sein, sondern Besitzer!

Unser nächstes Lager lag am Sabiflusse, und von hier aus gelang es uns, die ersten Löwenaufnahmen zu machen.

Ich war schon fast verzweifelt. Tagtäglich fuhren wir zwischen dem Wild umher in einem löwenreichen Lande und hatten trotzdem noch nicht einen einzigen Löwen am Tage zu sehen bekommen. Sollte das alte Pech, das mich jahrelang auf meinen afrikanischen Jagdreisen verfolgt hatte, auch hier wieder in Erscheinung treten? Sollte auch in diesem Gebiet, in dem fast jeder, der es bereist, Löwen zu sehen bekommt, mein alter Name, den mir vor Jahren im Innern Afrikas meine Freunde gegeben hatten, „Löwenschreck“, seine Gültigkeit behalten?

Es war in den alten Tagen schon sprichwörtlich geworden, daß dort, wo ich hinkam, nie ein Löwe gesehen wurde. Ich war ganz niedergedrückt und machte meinen Kameraden den Vorschlag, allein zu fahren, ich wollte im Lager bleiben und meine Person hinter der Sache zurückstellen. Man lachte über meinen Aberglauben; und siehe da, endlich hatten wir Glück.

Achtundzwanzig verschiedene Löwen haben wir auf dieser Reise gefilmt, in der freien Wildbahn, am Tage und auch in der Nacht bei Fackellicht. Diese Nachtaufnahmen, zu denen wir immer unbewaffnet hinausfuhren, waren wohl mit das stärkste Erlebnis der Reise.

Ein Nachtabenteuer sei hier erzählt:

Wir fuhren nach Dunkelwerden auf der Straße entlang. Es bot sich das übliche Bild. Antilopen und Nachttiere aller Art, dann sahen wir eine Löwin, die, gefolgt von zwei Jungen, über unseren Pfad wechselte. Ich gab Gas, um schnell heranzukommen, bevor sie im Busch verschwunden war. Die Löwin verhoffte, die Kleinen taten sich nieder, abseits vom Wege, während die Mutter auf den Weg zurückkam. Neugierig wollte eins der Kleinen hochgucken, um zu sehen, wer denn da gekommen sei, sofort sprang die Löwin zurück und drückte den kleinen neugierigen Kerl mit der Pranke nieder. Man konnte deutlich verstehen, wie sie in der Löwensprache sagte: „Duck dich, sei nicht neugierig.“

Ich brachte den Wagen ganz nahe heran, auf wenige Schritte, das Magnesiumlicht wurde abgerissen, noch ein zweites, und die Kamera surrte. Solange das Magnesiumlicht brannte, war keine Gefahr. Denn in das blendend helle Licht würde nie ein Löwe hineinspringen. Als es erlosch, die Dunkelheit uns wieder umklammerte, jetzt nur spärlich beleuchtet von den Scheinwerfern, die so matt nach dem grellen Magnesiumlicht schienen, gab ich Vollgas und jagte an der noch geblendet dastehenden Löwin auf wenige Schritte vorbei. Ich wußte, daß mit einer Mutterlöwin nicht zu scherzen ist, so fuhr ich zwei bis drei Kilometer weiter, und dann hielt ich.

Da unsere Fackeln verbraucht waren, beschlossen wir eine Weile zu warten, um der Löwin Zeit zu geben, im Busch zu verschwinden, bevor wir zum Lager zurückfuhren. Vorsichtig wendete ich den Wagen. Also zurück, hieß es dann. Die Löwin wird schon mit ihren Kindern im Busch verschwunden sein. Aber wir hatten uns getäuscht, denn als wir an der Stelle vorbeikamen, ich nur auf den Weg achtend, rief es hinter mir im Wagen: „Achtung! Vorsicht, sie kommt!“

Ein kurzer Blick über die Schulter zeigte mir einen gelben Strich, der auf uns losfuhr. Vollgas! Möge Gott geben, daß die Straße ohne Hindernis vor uns liegt. Jetzt ein Bach oder eine schlechte Stelle, und die aufs äußerste gereizte Löwin wäre uns in den Wagen gesprungen. In einem solchen Falle kennt ein Tier keine Furcht und hat keine Überlegung. Es war ein offener, niedriger Wagen, das Verdeck heruntergeklappt.

Für einige hundert Meter raste die Löwin neben uns her; solange sie laufen mußte, war keine Gefahr, denn aus dem vollen Galopp konnte sie nicht springen. Gott sei Dank, der Weg verlief ohne Hindernisse. Wir ließen sie zurück und konnten aufatmen.

Als wir ins Lager zurückkehrten, haben wir uns jeder erst mal einen ordentlichen doppelten Kognak geleistet.

Aber schön war das Abenteuer doch, schön und unvergeßlich!

Ein andermal halten wir wieder eine Löwin beobachtet, aber diesmal ohne Junge, die eine Herde Gnu's anpirschte. Wir fuhren um sie herum, um Aufnahmen zu machen. Es ging eine ganze Zeit gut, dann wurde ihr das ewige Photographiertwerden lästig. Warum eigentlich? Damen lassen sich doch gern photographieren; und ich hatte gar nicht gedacht, daß Löwendamen davon eine Ausnahme machten. Aber plötzlich drehte sie zum Auto und fing an, ein sehr häßliches Gesicht zu machen, zeigte die Zähne, und ein bösartiges Knurren sagte uns deutlicher als alle Worte, nun aber Schluß!

So fuhren wir weiter, und als wir die Straße wieder erreichten, war es schon dunkel geworden. Wir waren dicht vor einem ziemlich großen Fluß, den man auf einer eigenartigen schwimmenden Brücke überqueren mußte. Auf unserer Seite des Flusses war eine Negerhütte, vor der ein Schwarzer saß, der die Brücke zu bewachen hatte. Er hielt uns an und warnte uns, daß auf der anderen Seite des Flusses Löwen auf der Straße wären.

Doch was half es, wir mußten weiter; ich jagte den Wagen durch das Flußbett und am anderen Ufer hinauf. Plötzlich stehen im Scheinwerferlicht, wie aus der Erde gezaubert, sechs ausgewachsene Löwen vor uns. Ordnungsmäßig, wie ich es vor Jahren in der Fahrschule gelernt hatte, gab ich Signal; fünf der Löwen kannten die Verkehrsvorschriften und sprangen zur Seite, doch der sechste, der anscheinend schlechter Laune war, warf sich herum und knurrte. Ich war ärgerlich, daß wir von diesen sechs Tieren keine Aufnahme machen konnten, da wir keine Magnesiumfackel bei uns hatten. Ich nahm es auch dem Löwen persönlich übel, daß er uns anknurrte. Ich mußte mich aber schnell entscheiden, denn der Löwe machte Anstalten, zum Angriff überzugehen. Also nichts als Vollgas und geradeswegs auf den Löwen zu. Mit dem Kotflügel gab ich ihm einen kräftigen Stoß ins Hinterteil. Er drehte sich um sich selbst und sprang dann laut graulend in den Busch ab.

Bei diesem Abenteuer hatten wir einen Gast mit, den Berichterstatter einer südafrikanischen Zeitung. Als ich weiterfuhr, hörte ich hinter mir ein Gekicher, das in ein Lachen überging. Ärgerlich drehte ich mich um und fragte Mr. Frank: „Was lachen Sie? Mir ist nicht zum Lachen zumute, ich ärgere mich, daß mir die Aufnahme entgangen ist.“

„Ach“, sagte er, „jetzt, wo die Gefahr vorüber ist, muß ich lachen. Es kommt mir doch komisch vor, nachts mit Leuten durch den Busch zu fahren, die, wenn sie Löwen sehen, Signal geben und, wenn die Löwen nicht schnell genug aus dem Wege gehen, sie einfach ins Hinterteil fahren.“ —

Am Sabifluß, weit weg von den Straßen, sollten Büffel vorkommen, und so machten wir uns eines Tages auf und kampierten in einer kleinen, leichten Nothütte, die sich die schwarzen Wildhüter gebaut hatten, mitten im Busch.

Wir waren im richtigen Löwenrevier. Die Hütte hatte keine verschließbare Tür, sondern in der Nacht wurde ein aus Rohr geflochtenes Gestell lose angelehnt. In der Nacht hörten wir fortwährend die Löwen, ganz in der Nähe und auch in weiterer Ferne. Und als wir am Morgen heraustraten, da sahen wir die Löwenfährten, die rings um die Hütte herumführten. Keine zwei Schritte von der Tür entfernt hatten mehrere Löwen gestanden und die Hütte beobachtet. Ein Glück, daß es hier keine ausgemachten Menschenfresser unter den Löwen gibt.

Von diesem kleinen Lager aus zogen wir zu Fuß durch den Busch. Viele schöne Aufnahmen sind uns gelungen. Wasserböcke in großen Herden, Kudus, von denen wir einmal eine ganze Herde im Film festhalten konnten, eine Seltenheit, denn Kudus trifft man meist nur in kleinen Gruppen.

Ein andermal hatten wir auf unseren Streifzügen Gelegenheit, zu beobachten, wie weibliche Kudus einen Löwen jagten. Es war zwar viel zu weit, um Aufnahmen zu machen, aber hochinteressant zu beobachten. Diese sonst so scheuen und furchtsamen Kuduantilopen folgten einem Löwen, der am späten Nachmittag auf Raub ausging. Unverwandt blieben sie hinter ihm, schnaubten ihn an und prusteten. Sobald aber der Löwe stehenblieb und sich umdrehte, sprangen sie in mächtigen Sätzen ab. Ging der Löwe weiter, so folgten sie ihm und warnten alles Wild. Mit dem Glas konnte ich deutlich beobachten, wie verärgert und böse der Löwe war. Aber er war machtlos und konnte sich dieser Quälgeister nicht erwehren.

Endlich glückten uns auch einige Büffelaufnahmen, aber leider trafen wir keine größere Herde. Es waren nur zwei alte Büffelbullen, die wir auf einem offenen Platz im Grase in der Morgensonne liegen sahen. Wir krochen mit dem Apparat bis auf zwanzig Schritte heran. Als der Apparat



Es waren nur zwei alte Büffelbullen ...

surrte, stand der eine Büffel auf, zu unserem Unglück sprang eine Antilope, die wir nicht gesehen hatten, vor uns auf und brach zwischen uns und dem Büffel durch. In dem Augenblick waren die Riesentiere verschwunden, wie vom Erdboden verschluckt.

Es war uns nicht gelungen, die Flucht der Büffel im Film festzuhalten.

Vom Sabi aus machten wir die schönsten Giraffenaufnahmen. Abseits vom Wege, im Busch, schienen die Giraffen unser Auto als ein neues Tier zu betrachten, denn es gelang uns tatsächlich manchesmal, bis auf vier oder fünf Schritte an sie heranzukommen. Ich glaube, daß unsere Giraffenbilder in ihrer Art einzig sind. Nach meinen Begriffen sind sie die schönsten Bilder des Films.

Es ist eigentlich immer schwer, Giraffen zu photographieren. Sie sind an sich scheu und furchtsam. Als reine Augentiere überblicken sie von ihrer hohen Warte herab den Busch, nichts entgeht ihnen. Alles Pirschen und Schleichen ist vergeblich. Wenn man versuchen will, sich zu verstecken, immer werden einen die Giraffen sichtend, und trotzdem gelang es uns, allerdings mit viel Geduld und in stundenlanger Arbeit in glühender Sonne, so nahe an die Tiere heranzukommen.



## Filmerlebnisse mit Elefanten und dem weißen Nashorn

Wir überschritten den Olifantfluß (das Wort Olifant ist bekanntlich der Burenname für Elefant), und so konnten wir hoffen, in ein Elefantenrevier zu stoßen.

Wir kamen aus der flachen Niederung in hügeliges Gelände. Der Weg zog am Fluß entlang. Er schlängelte sich schmal durch die steinigen Hügel.

Auch hier gab es Wild; aber große Herden, wie wir sie in der flachen Niederung gesehen hatten, gab es nicht. Das Land war dicht bewaldet. Wir hatten keinen weiten Überblick, konnten vielmehr nur wenige Meter weit sehen, so daß wir dadurch immer nur wenige am Wege äsende oder neugierig zu uns herüberäugende Antilopen in unser Blickfeld bekamen.

Bald merkten wir, daß wir tatsächlich im Elefantenbezirk waren. Frische Elefantenlosung lag mitten auf der Straße und zeigte uns an, daß Elefanten wenige Stunden vor uns den Weg gekreuzt hatten.

Dann kamen wir nach dem Rastlager über dem Letabafluß; es ist klein und primitiv, aber herrlich gelegen, und bot einen prachtvollen Überblick über den Fluß, der jetzt wenig Wasser führte. Er erinnerte mich an den Umfolozifluß im Zululand, wo wir das weiße Nashorn photographiert hatten.

Welch eine Unmenge Erinnerungen birgt für mich der Name Umfolozifluß. Hier hatte ich mir vor Jahrzehnten die ersten Spuren als Großwildjäger verdient. Am Umfolozifluß war es, wo mich einst ein Büffel ohne Grund angenommen hatte und wo ich dadurch, daß ich völlig in Unkenntnis der Gefahr war, mein und das Leben des mich begleitenden Schwarzen retten konnte. Durch diese im Unterbewußtsein ausgeführte Tat wurde ich im Lande der Zulu, und nicht nur bei den Schwarzen, so etwas wie ein Held in Miniatur. Hier am Umfolozifluß habe ich auch damals im Jahre 1899 zum erstenmal ein weißes Nashorn gesehen. Auf dieser Reise jetzt, die ja meinen alten Spuren folgte, war ich wieder am Umfolozifluß gewesen, und wieder hatte er mir Glück gebracht. Das weiße Nashorn ist das zweitgrößte Landsäugetier und außerdem das seltenste Tier Afrikas und der ganzen Welt.

Ich habe ja schon davon gesprochen, wie diese großen, gutmütigen Dickhäuter sinnlos vernichtet worden sind. Um so mehr freue ich mich, daß es mir gelang, einige Exemplare im Film festzuhalten.

Wir kamen mitten in der Trockenzeit nach Zululand; das ganze Land bot einen traurigen Anblick. Kein grüner Halm und kein grünes Blatt. Seit den alljährlichen Grasfeuern war auch nicht ein Tropfen Regen gefallen. Bekanntlich wird in Afrika das Gras jedes Jahr angezündet, damit es das Land nicht überwuchert. Alles war schwarz.

Der Umfolozifluß war vollständig ausgetrocknet. Wir sahen ihn von einem Hügel, wo wir unser Lager aufgeschlagen hatten. Er zog sich wie ein weißes Schneeband durch die schwarze Dürre des jetzt in der Trockenzeit trostlosen Landes.

An einem Sonntagmorgen brachen wir zur Filmjagd auf. Ein Waldhüter führte uns durch den Dornbusch. Wir benutzten die Wildwechsel. Es sind breite Pfade, die die Wildmengen seit Jahrhunderten ausgetreten haben, wenn sie vom Fluß kommen, wo sie ihren Durst gelöscht haben.

Ziemlich sorglos marschierten wir hinter unserem Führer her. Plötzlich stockte er. Er zeigt nach vorn, wo etwas Schwarzes undeutlich im Busch zu erkennen ist. Es ist ein schlafendes Nashorn. Mit bereitgehaltener Kamera schleichen wir weiter. Wir befinden uns mitten auf dem Wildpfad. Wenn das Tier aufwacht und vorstürzt, können wir uns in den dichten Dornen, die uns umgeben, schwer retten.

Wir führen kein Gewehr mit, haben keine Möglichkeit der Verteidigung. Während ich noch überlegte, ob wir uns noch weiter heranpirschen sollten, dreht sich unser Führer plötzlich um und spricht laut zu seinem Kameraden, der uns gefolgt war, in der Zulusprache. Dreißig Jahre war ich von dem Lande fortgewesen, aber die Zulusprache hatte ich nicht ganz vergessen, und verstand, daß das weiße Nashorn dort vor uns nicht schlief, sondern tot war. Wir gingen heran und umstanden traurig das verendete Tier. Es konnte erst vor höchstens zwei Tagen verendet sein. Schakale und Hyänen hatten aber doch schon angefangen, den Kadaver zu zerfleischen.

Wir untersuchten es genau, fanden aber keine Schußwunde und mußten unseren Zulus recht geben, die sagten, daß es Hungers gestorben sei. In der eigenen Heimat verhungert! Und so machten wir die erste Aufnahme von einem weißen Nashorn von einem toten Tier, von einem Tier, das nicht einer Kugel, sondern der Natur zum Opfer gefallen war.

Dann zogen wir weiter. Wild war verhältnismäßig gering. Wir sahen zwar Kudus, Zebras, Wasserböcke, Gnu und verschiedene Arten kleiner Antilopen, aber weiße Nashörner sahen wir an diesem Tage nicht mehr.

Am nächsten Tage zogen wir von unserem Standlager hinüber in das Reservat und machten von dort aus unsere Streifzüge.

Die weißen Nashörner machten es uns nicht leicht, schwer mußten wir unsere Erfolge erkämpfen; aber wir hatten Glück, und in verhältnismäßig kurzer Zeit hatten wir wohl ein Dutzend verschiedene Exemplare dieses seltenen Tieres im Film festgehalten.

Man hatte uns erzählt, daß man von diesem Lager am Letabafuß manchmal Elefanten am Fluß sehen konnte. Aber so leicht sollten es uns die Dickhäuter nicht machen. Es lag noch schwere Arbeit vor uns, eigentlich noch viel schwerer, als ich gedacht hatte. Der Wildhüter dieses Bezirkes war ein junger Bur, sehnig, zäh und braungebrannt wie ein Mulaite. Zuerst wollte er gar nicht auf meinen Vorschlag eingehen, uns auf der Elefantenjagd zu begleiten. Er hatte wohl kein Vertrauen zu uns Europäern, hielt uns für Neulinge. Aber er war ein Mann, mit dem ich seine eigene Sprache reden konnte, die Sprache des Jägers, des Großwildjägers, die eben nur wirkliche Jäger verstehen. Bald taute er auf, als ich ihm von Elefantenjagden in Angola, im Kongo, in Ostafrika erzählte. Und dann begann er Fragen zu stellen. Er war ein erfahrener Jäger. Ich merkte aber, daß er von Elefanten nicht viel verstand, und das gab er auch offen und ehrlich zu. Als wir uns trennten, schüttelte er mir warm die Hand und sagte: „Ich freue mich wirklich, mit Ihnen auf Elefantenjagd zu gehen, denn ich sehe, daß ich einen alten Elefantenjäger vor mir habe. Wann wollen wir aufbrechen?“

Am liebsten wäre ich schon am nächsten Morgen losgezogen, aber so schnell ging es nicht. Wir mußten ein paar Träger anwerben, und Träger in einem Gebiet zu finden, wo es eigentlich überhaupt keine Menschen gibt, ist nicht ganz leicht. Während unser neuer Freund sich um die Träger kümmerte, benutzten wir die nächsten Tage dazu, um die Gegend um unser Lager herum kennenzulernen. Wir hatten wieder Glück. Rappenantilopen fehlten uns noch; diese wehrhaftesten Antilopen Afrikas, die den Kampf mit einem Löwen aufnehmen können. Eines Nachmittags gelang es uns, an eine Herde heranzukommen, und außer den Rappenantilopen bekamen wir auch anderes Wild vor die Kamera, zwar keine großen Herden, aber interessante Einzelaufnahmen.

Mit großer Mühe hatte Mr. Crous zehn Träger zusammengebracht. Es waren nicht viel, denn wir waren immerhin vier Europäer. Unser Freund Frank, der Zeitungsmann, wollte auf keinen Fall zurückbleiben, und die

**schwere Kamera mit allem Zubehör nahm bald die Hälfte der Träger in Anspruch. Wir mußten schon leicht reisen und konnten nur das aller- notwendigste mitnehmen. Selbst unsere Rasierapparate ließen wir zurück. Es war das erstemal, daß ich in Afrika ohne Rasierapparat gereist bin. Das ist mir selbst in den schlimmsten Tagen im fernen Walundaland nicht passiert.**

Uns stand ein richtiges Buschmannsleben bevor. Für jeden nur eine Decke und den Schlafsack. Selbst mit Proviant mußten wir sparen. Die Gegend, die wir jetzt kennenlernen sollten, war noch nie von Fremden besucht worden, und seit dreißig Jahren hatte sie keines Menschen Fuß betreten, außer hier und da der Wildhüter und in früheren Tagen einige verwegene Wilderer aus dem portugiesischen Gebiet. Hier lag wieder ein großes, schönes Abenteuer vor uns.

Nach wenigen Kilometern sahen wir die ersten Spuren von Elefanten. Aber sie waren alt. Hier waren Herden durchgewechselt, hatten geäst, auch einzelne Bullen waren dabei.

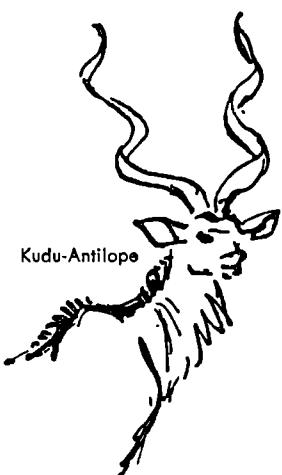
Alle Arten Wild begegneten uns. Sie äugten neugierig zu uns herüber, hielten sich aber in sicherer Entfernung. Sie trauten uns nicht. Hier war wieder ein wahres Jägerleben, abseits von Wegen der Zivilisation, weg von dem Automobil und von der modernen Technik.

Dann überquerten wir den Fluß und zogen einen Nebenfluß aufwärts durch hohes Gras, das von den Elefanten niedergetreten war, die sich hier vor wenigen Tagen aufgehalten hatten.

Am späten Nachmittag bezogen wir unser erstes Lager. Es war ein richtiges Jagdlager. Wir hatten nur ein Zeltdach mitgenommen. Glücklicherweise hatte ich noch im letzten Augenblick daran gedacht. Zwar war Trockenzeit. Wir hatten uns vorgenommen, ganz ohne Zelt auszukommen. Aber schon in der ersten Nacht dankten mir meine Kameraden die Vorsicht. Wir machten unser Lager auf der Erde, kochten ab und saßen nach Negerart um den Topf herum, aus dem uns verheißungsvolle Gerüche entgegendampften.

Wie manches Mal habe ich in Afrika auf der nackten Erde geschlafen, auf der Elefantenfährte und im Felde während des Burenkrieges. Jetzt merkte ich zum erstenmal, daß Steine hart sein können, wenn man darauf schlafen muß. Als junger Mensch hatte man das nicht gemerkt. Da machte man sich eine kleine Höhlung für die Hüfte und schlief besser als im schönsten Federbett.

Der erste Marsch hatte uns, die wir das Marschieren so wenig gewohnt waren, müde gemacht, und wir krochen früh unter unser Zeltdach. Eng wie die Sardinen lagen wir nebeneinander. Die Nacht in der Trockenzeit im afrikanischen Hochland ist kalt, bitter kalt. Während der Nacht kam ein Gewitter auf. Der Wind wurde zum Sturm, riß an unserem Zelt, als wollte er uns den kargen Schutz nehmen. Um uns herum zuckten die Blitze, erhelltten die Gegend



und spiegelten sich in den Augen neugieriger Tiere der Wildnis, die unser Lager umschlichen. Waren es Löwen, die Beute suchten? Waren es nur Hyänen, Schakale oder Antilopen? Uns kümmerte kein Wetter, keine Gefahr, im Gegenteil: wir suchten sie. Gefahren gehören nun einmal zum großen Abenteuer. Es gibt kein wahres Abenteuer ohne Gefahr. —

Mitten in der Nacht kam der Regen und schlug auf unser Zelt nieder. Der Wind fing sich unter dem offenen Zeltdach. Im Aufleuchten der Blitze sahen wir unsere armen Schwarzen, die noch nicht einmal ein Zeltdach über sich hatten. Sie hatten es unterlassen, sich Hütten aus Gras und Blättern zu bauen, wie sie es so leicht können. Aber sie waren gleichgültig. Sie hockten um das Feuer, das der Regen zu ersticken drohte, das nicht mehr brannte, sondern nur schwelte. Sie murerten nicht, es war Schicksal. So hockten sie stumpfsinnig und ließen den Regen über ihre Haut niederströmen. Sie schüttelten sich hier und da wie große Hunde, daß die Tropfen spritzten. Sie saßen ganz ergeben im strömenden Regen, wie es eben nur Neger können!

Das Gewitter zog vorüber, und wir schliefen wieder ein. Aber uns war keine lange Ruhe vergönnt, denn das Gewitter kehrte noch einmal mit doppelter Stärke zurück. Jetzt blies der kalte Wind unter unser Zeltdach, und der Regen durchnäßte uns. Wir waren nicht so ergeben wie unsere Neger, wir fluchten laut und deutlich. Ich finde immer, man soll ruhig fluchen, denn es erleichtert das Herz! Es hilft zwar nicht, aber man glaubt eben, daß es hilft, und Glauben macht selig!

Das Unwetter brauste über uns hinweg, die Blitze wurden spärlicher, und der Donner grollte schwächer. Hier und da nur noch ein Aufleuchten am Horizont. Dann Stille, tiefe Stille der afrikanischen Nacht.

Wir schliefen ein, versuchten wenigstens zu schlafen, aber es war kalt, bitter kalt. Ich wunderte mich, daß meine Kameraden schlafen konnten, und beneidete sie. Als ich sie am nächsten Morgen fragte, wie sie es denn nur fertiggebracht hätten, in der Nässe und Kälte zu schlafen, schauten sie mich erstaunt an: „Schlafen? Wir schlafen? Wir haben uns gewundert, daß Sie schlafen konnten.“ Ein jeder hatte den anderen ob seines vermeintlichen Schlafes beneidet. Denn richtig geschlafen hatte keiner von uns.

Als dann die Sonne hoch kam und den Nebel zerteilte, der über dem Flußbett lag, und ihre warmen Strahlen niedersandte auf das kleine Jagdlager, da war die Ungemütlichkeit der Nacht vergessen. Mit der Wärme kam die alte Fröhlichkeit. Und als wir am Morgen auf der Erde saßen, zwischen uns der dampfende Topf mit Haferflockenbrei, da flogen Scherzworte von Weiß zu Weiß und von Weiß zu Schwarz und zurück.

Wir lachten über das, was hinter uns lag, sahen die Zukunft, die goldig erleuchtet von den Strahlen der Morgensonne vor uns winkte.

Schnell war das Lager abgebrochen, und es ging weiter. Wir schlügen einen Bogen zum Letabafürß, um zu sehen, ob während der Nacht Elefanten durchgewechselt waren oder am Fluß getrunken hatten. Alte Spuren

sahen wir in Mengen, aber keine frischen. Ich nahm die Gelegenheit wahr, meine Kameraden zu belehren, wie man die Spuren liest, die vor mir lagen wie ein offenes Buch. Ich lehrte sie, wie mich vor fünfundzwanzig Jahren ein alter Elefantenjäger belehrt hatte, der in Angola begraben liegt. Er ist damals mein Lehrmeister gewesen. Die zweite Nacht lagerten wir dicht am Letabefluß, hoch auf einem steinigen Hügel. Von hier bot sich uns ein prächtiger Ausblick über den breiten Fluß. Mit unseren Gläsern suchten wir das Land ab, in der Hoffnung, Elefanten zu sehen. Hierin wurden wir zwar enttäuscht, aber andererseits tausendfach belohnt durch das prächtige Panorama zu unseren Füßen. Unter uns lag der Fluß, der von einem breiten Schilfgürtel eingesäumt ist. Am Nachmittag kamen Wasserböcke zur Tränke, ihnen folgten Zebras und Gnus; mit federndem, tänzelndem Schritt zieht vorsichtig ein Buschbock am Schilf entlang, in einem Tümpel prusten Flußpferde. Paviane klettern auf den Felsen herum. Auch zierliche Klippenspringer, reizende scheue kleine Antilopen, die man mit Recht die afrikanische Gemse nennt. Schnatternd streichen Enten und Gänse über den Fluß. Schwarze Störche kreisen, und hoch im Äther schwebt ein Adler. Falken schießen durch die Luft und umgaulein unser Lager. Sie kommen tiefer und tiefer, dort, wo Menschen sind, erhoffen sie Beute. Dumpf dröhnt das Grullen eines Flußpferdbullen zu uns herüber, der, von uns ungesehen, durch das Schilfdickicht wandelt.

Als die Sonne sich senkt und das Panorama langsam verschwindet, auf das sich die Dunkelheit legt, tönt von weitem, tief einsetzend, dann steigend, wieder fallend, das wohlbekannte, selbst den alten Jäger immer wieder packende Gebrüll eines Löwen. Höhrend schallt das Lachen einer Hyäne, das Kläffen der Schakale. Dann Schweigen, tiefes Schweigen, nur unterbrochen von dem Gezirp der Grillen und den leisen Stimmen der Nachtvögel. Die Stille einer afrikanischen Nacht. — —

So zogen wir weiter durch das jungfräuliche Gebiet am Letabefluß. Aber die Elefanten meinten es nicht gut mit uns. Sie mußten in der Gegend sein. Ich kenne meine Elefanten, ich habe jahrelang mit ihnen gelebt. Ich weiß, daß sie bequem sind wie alle anderen Tiere; wenn sie nicht gejagt werden, dann wechseln sie ihren Standplatz nur, wenn die Äsung karg wird.

Endlich fanden wir die frischen Spuren von zwei einzelnen Bullen. Es war schon am Nachmittag. Wir folgten ihr, aber die Spur war derart verworren, führte kreuz und quer, daß es hoffnungslos erschien, ihr weiter nachzugehen.

Kurz vor Sonnenuntergang fanden wir den Platz, wo die beiden Bullen schlafend gelegen hatten. An der Seite eines großen Ameisenhügels hatten sie sich niedergetan. Der Abdruck ihrer Körper war deutlich erkennbar, und man sah, wie die Stoßzähne das Erdreich eingedrückt hatten.

Gerade am Abend vorher hatten wir eifrig darüber diskutiert, ob Elefanten sich niederlegen. Frank wollte es nicht glauben, daß selbst alte Tiere sich niederlegen. Es wird oft behauptet, daß der alte Elefant sich nie hinlegt. Aber das stimmt nicht. Jedes Tier legt sich zum Schlafen hin, wenn es auch

— wie gerade Elefanten — im Stehen schlafen kann. Aber meine Kameraden hatten sich nicht überzeugen lassen und beriefen sich auf die Berichte anderer Reisender. Ich freute mich, daß ich ihnen jetzt das Gegenteil beweisen konnte. Sie freuten sich, wieder etwas Neues gelernt zu haben.

Wir wurden allmählich ungeduldig. Wir waren schon bald eine Woche unterwegs und hatten noch immer keinen einzigen Elefanten gesehen, hatten überhaupt kaum Aufnahmen gemacht.

Wir mußten jetzt einen Ruhetag einlegen und Leute zurückschicken, um neue Verpflegung zu holen. Unsere Mahlzeit am vorigen Abend war mehr als knapp gewesen. Unsere Schwarzen hatten gefischt, aber mit herzlich wenig Erfolg. Für jeden von uns war nur ein winziges kleines Fischlein abgefallen, und dazu hatten wir die letzte Brotrinde, die hart und trocken war, so daß man sie nicht mehr schneiden konnte. Wir waren froh, als am Abend unsere Leute zurückkehrten und uns etwas zu essen brachten.

Am nächsten Morgen, es war so gegen zehn Uhr, fanden wir die Fährten einer Herde, die am Morgen vom Flusse kommend in das Hügelland hineingewechselt war. Crous wollte, daß wir hier unser Lager aufschlugen, um am Nachmittag den Fluß auf und ab zu patrouillieren. „Nein“, sagte ich, „hier ist die frische Fährte einer Elefantenherde, und am anderen Ende dieser Fährte stehen die Elefanten. Jetzt wird die Fährte aufgenommen, marschiert und so lange gefolgt, bis wir an die Elefanten herankommen.“

In aller Eile wurde ein Imbiß abgekocht, da wir nicht wissen konnten, wann wir die nächste Mahlzeit bekommen würden. Dann ging es mit Eilschritten auf der Fährte dahin, die klar und deutlich vor mir lag. Ich sah, daß die Elefanten nicht beunruhigt waren, sondern gemächlich durch den Busch zogen. Sie hatten im Gehen geäst; abgerissene Zweige, geknickte Bäume, Rinde, die von den Bäumen gerissen und zerkaut am Boden lag, bewiesen es deutlich und zeigten mir den Weg. Wir marschierten und marschierten, Stunde auf Stunde verging. Die Elefanten führten uns durch eine Gegend, die selbst Crous unbekannt war. Hier konnten wir wirklich mit Bestimmtheit sagen, daß hier das erstmal ein Weißer seinen Fuß hingesetzt hatte.

Der Weg der Elefanten führte über felsige Hügel, durch weite Buschsteppe und durch Täler, durch die in der Regenzeit Bäche rauschen. Jetzt waren sie trocken, nur Felsstücke und Sand lagen in ihrem Bett. Allenthalben sahen wir die Lösung der Elefanten. Gegen ein Uhr wurde sie frisch. Wir konnten jeden Augenblick erwarten, die Tiere zu sehen oder zu hören. Jetzt packte uns das wahre Jagdfieber. Vor mir tauchten Bilder alter Tage auf, Bilder aus den Zeiten, wo ich als Elefantenjäger den Riesen der Urwelt gefolgt war.

Eine Herde Zebras steht im Busch, äugt uns an und prescht dann laut klatternd ab. Uns stockt der Atem, hoffentlich sind die Elefanten nicht so nah, daß die Zebras sie warnen. Dann kreuzen Warzenschweine die Spur der Elefanten. Sie beachten uns gar nicht. Dies ist für mich immer ein

Zeichen, daß die Elefanten nicht weit sind. Denn in diesem Falle nehmen die anderen Bewohner des Busches von den Menschen kaum Notiz.

Jetzi geht es durch ein langgezogenes Tal, am Flußbett stehen Palmen. Wir klettern wieder bergan zu einer Wasserscheide.

Da — — der Führer erstarrt zur Bildsäule und zeigt mit der Hand. Langsam wie ein schwarzer Fels schiebt sich etwas durch den Busch. Ein Elefant, der Rüssel hebt sich, greift einen Ast, der krachend herunterbricht. Andere Elefanten folgen. Sie sind noch gute dreihundert Meter entfernt. Schnell nehme ich etwas Sand, um den Wind zu prüfen. Er steht nicht sehr günstig, schräg zwischen uns und den Elefanten durch. Aber es ist keine Gefahr, daß sie uns wittern, wenn er nur ständig bleibt. Auf mein Zeichen sinken die Träger zu Boden. Wir ziehen die Stiefel aus und ziehen uns Schuhe mit Gummisohlen an. Alles Überflüssige wird vom Körper abgelegt.

Aber nicht wie in alten Tagen wird ein Patronengürtel umgeschnallt und die schwere Büchse genommen. Wir hatten keine Elefantenbüchsen bei uns, keine Waffen, mit denen wir den Riesen gegenüberstehen wollten.

Wir vertrauten auf unser Glück und wollten uns diesem mächtigen Gegner unbewaffnet nähern. Auch wir wollten ihn erlegen, wir wollten ihn einfangen auf dem schmalen Zelluloidstreifen. Kamerajagd, die unvergleichlich mehr Mut erfordert als die Jagd mit der Büchse.

Der große Apparat wird aufgebaut. Jeder von uns trägt irgendeinen Teil. Nun schlagen wir einen Bogen, um unmittelbar unter den Wind zu kommen. Hierzu müssen wir ein Flußbett überqueren, in das es tief hinabgeht. Wir verlieren die Elefanten aus dem Gesicht, wissen aber, daß sie ganz in der Nähe sind. Da hören wir wieder das Brechen von Ästen. Aber nichts, gar nichts ist zu sehen. Wir müssen wieder zurück über den Fluß. Jetzt steht der Wind glänzend, da wir von der anderen Seite an die Elefanten herankommen. Wir konnten es wagen, ohne große Vorsicht auf die Tiere zuzugehen. Man kann sich ruhig einer äsenden Elefantenherde nähern. Es schadet nichts, wenn man etwas Geräusch macht. Die Tiere selbst machen so viel Lärm, daß sie nicht darauf achten und es auch gar nicht hören. Aber doch muß man vorsichtig sein, denn selbst das kleinste metallische Geräusch, ein Geräusch, das eben nicht in die Natur gehört, das hören sie sofort. Die Herde zog äsend durch den dichten Buschwald, quer an uns vorüber. Wir gingen dicht an die Elefanten heran und begannen mit den Aufnahmen. Dann fingen die Elefanten an sich zu verteilen. Jeden Augenblick konnten eins oder mehrere der Tiere von der Seite auf uns zukommen, ohne daß wir es bemerkten hätten.

Ich habe vor Elefanten einen heillosen Respekt. Es mag daher kommen, daß ich bereits zweimal unter einem Elefanten gelegen habe und einmal von einem Elefanten durch die Gegend geworfen wurde. Das sind Ereignisse, die man nicht vergißt, und sobald ich an Elefanten herankomme, treten diese Ereignisse mit erschreckender Deutlichkeit vor meine Augen. Und doch liebe ich Elefanten und kann nicht von ihnen lassen. Sie sind mir das liebste unter

allem Wild, das „Rindvieh Gottes“, wie die Neger im Sudan die Elefanten so treffend nennen.

Die Elefanten zogen glücklicherweise alle vor der Kamera vorüber. Wäre es nur einem Tier eingefallen, hinter uns durchzuwechseln, so hätte es unseren Wind bekommen, und dann wären die Elefanten entweder sofort flüchtig geworden, oder — — man weiß nie, wie diese Tierchen gelaunt sind — — sie hätten uns, vielleicht sogar nur aus reiner Neugierde, angenommen.

Wir folgten den Elefanten, die zum Fluß hinunterwechselten, um zu trinken und zu baden, und hierbei blieb die Kamera mit dem Objektiv an einem Ast hängen. Der Apparat brach vollkommen auseinander, denn sämtliche Schrauben waren herausgerissen. Wir gingen sofort daran, die Kamera zu reparieren, und was wir für unmöglich hielten, gelang; nach kurzer Zeit war der Schaden beseitigt. Die Elefanten hatten einen Vorsprung gewonnen, den wir trotz der schweren Apparate und Zubehörteile, die wir schleppen mußten, bald aufholten.

Es ging hinunter zum Fluß, dessen Ufer hier dicht bewachsen war. Geestrüpp, hohes Gras und Fächerpalmen machten es zu einer unangenehmen Gegend, um gerade Elefantenaufnahmen zu machen. Jede Aussicht fehlte.

Wieder wurde die Kamera aufgebaut. Ich ging zurück und kletterte auf einen Felsblock, um das Gelände zu übersehen. Hier oben fühlte ich mich wohl und sicher.

Unter mir arbeiteten die Kameraleute. Zuerst ging alles gut. Dann sah ich plötzlich zu meinem Schrecken eine kleine Gruppe Elefanten, die sich von der ungefähr siebzig Stück starken Herde abgesondert hatte, in einer Richtung, die bestimmt hinter die Kamera geführt hätte. Ich wartete noch einen Augenblick, doch ruhig und unbeirrt zogen die Elefanten in der einmal angenommenen Richtung. Jetzt hieß es handeln, und zwar schnell handeln! Ich mußte meine Kameraleute warnen und versuchen, zwischen den Elefanten durchzukommen, ohne bemerkt zu werden.

Traurig kletterte ich von meinem schönen Beobachtungsstand und schlich mich durchs Gras heran.

Gerade in diesem Augenblick schien eine Elefantenkuh, die wunderschön zur Aufnahme stand, etwas bemerkt zu haben. Wir standen ihr ganz frei gegenüber und waren etwas Fremdes im Busch, das sie nicht recht ausmachen konnte. Nur wenige Meter trennten sie von der Kamera. Sie fing schon an, mit den Ohren zu schlagen, nervös spielte der Rüssel. Sie versuchte den Wind einzufangen, der ihr von dem fremden Wesen Kunde geben sollte, das ihr gegenüberstand.

Ich berührte Lieberenz an der Schulter und zeigte seitwärts, wo durch das dichte Geestrüpp die anderen Elefanten auf uns zu kamen. Sie trotteten ruhig und gemessen dahin und gingen auf wenige Schritte vor dem Objektiv vorbei.

Dann mußten wir aber einen beschleunigten Rückzug antreten, mußten zurückgehend verschwinden, denn ein Elefant, der den anderen folgte, kam in gerader Linie auf uns zu. In demselben Augenblick wurde die ganze Herde unruhig. Einige Tiere, die den Fluß überquert hatten, hielten wohl unseren Wind bekommen. Jetzt schien die Hölle losgelassen.

Trompetengeschrei, Krachen, Brechen der Äste und dann tiefe Stille. Die Elefanten standen wie Bildsäulen, mit erhobenen Rüsseln den Wind aufsaugend. Ein Trompetenschrei der Leitkuh, und dann setzten sich die Elefanten in Bewegung und zogen mit langen federnden Strichen ab, schoben sich lautlos durchs Gebüsch.

Die Rüssel sind immer noch erhoben. Sie kommen mir vor wie die alten schwarzen Araberdschunken, die durch die ölige Dünung des Indischen Ozeans kreuzen. Wir sehen nur die Rücken und die erhobenen Rüssel; es sah aus, als schwömmen sie durch ein dunkelgrünes Meer.

Wir waren zufrieden, hatten gute Bilder und ahnten nicht, daß uns das Glück an diesem Tage noch einmal lächeln sollte. Als wir zurückgingen, um unsere Träger zu suchen, unterhielten wir uns und dachten gar nicht daran, daß noch weitere Elefanten in der Nähe sein könnten.

Plötzlich stockte ich. Unter den Bäumen, in einer Erdsenkung, standen einige andere Elefanten ruhig und schlaftrig. Sie standen dicht aneinandergedrängt. Es waren Bullen, Kühe und kleine Kälber, ungefähr dreißig Stück. Trotz der Ruhe war ständige Bewegung. Sie fächelten sich Luft zu mit den großen Ohren, nahmen Sand mit dem Rüssel auf, um ihn sich über den Körper zu prusten.

Hier war eine prächtige Gelegenheit. Bis auf wenige Schritte gingen wir heran, und da versagte wieder der unglückliche Apparat, diesmal ganz dicht vor den Elefanten. Wir mußten wieder reparieren. Ich schlich zurück, um Werkzeug zu holen. Traumverloren schauten uns die Elefanten an, sie kümmerten sich gar nicht um uns, die wir kaum zehn Schritte entfernt waren und den Apparat reparierten. Dann trat der Apparat wieder in Tätigkeit. Die Elefanten mußten das Surren hören. Hier und da schaute auch einer zu uns herüber. Aber sie kümmerten sich nicht weiter um uns. —

Nachdem die erste Elefantenherde aufgenommen war, hatten wir einen der Schwarzen zurückgeschickt, um die Träger zu holen. Jetzt hörten wir sie in der Ferne rufen. Die Elefanten waren so verschlafen, daß die Menschenstimmen, die dort zu ihnen hinüberdringen mußten, sie gar nicht störten.

Aber da jagten plötzlich zwei Impala-Antilopen, die wohl von den Trägern aufgescheucht waren, zwischen uns und den Elefanten durch. In demselben Augenblick kam Leben in die graue Masse. Wie auf Kommando warfen sich sämtliche Elefanten herum, den Kopf in unserer Richtung. Sie brachen vor, als wollten sie auf uns losstürmen. Sie kamen auf uns zu, bogen dann aber glücklicherweise ab und zogen an der Seite eines Hügels entlang, beschienen vom Licht der Nachmittagssonne, die uns im Rücken stand.

Die Elefanten, die von der Sonne wie von einem mächtigen Scheinwerfer beleuchtet waren, boten einen wundervollen Anblick. Es war ein Anblick, so schön und erhaben, wie ich ihn selten erlebte, auch nicht in den alten Tagen, da ich als Elefantenjäger ihnen gefolgt war. So zogen sie dahin, ruhig und ungestört konnte ich sie ziehen lassen. Es war wohl der schönste Augenblick in meinem Leben, zu wissen, daß wir die Elefanten erlegt, eingefangen und auf dem schmalen Filmstreifen festgehalten hatten, daß ich sie ziehen lassen konnte, ohne einen Schuß abzugeben, daß ich eine größere Beute gemacht hatte als je in den Tagen, wo ich ihnen mit der Büchse folgte.

Als wir am Abend unser kleines Lager an einem Tümpel aufgeschlagen hatten, auf einem Platz, wo vorher sicher noch nie das Lager eines Europäers gestanden hatte, mitten im Elefantenrevier, wo sich die Elefanten baden und suhlen, und als wir am brennenden Lagerfeuer saßen und die Ereignisse des Tages besprachen, da wurde mir wehmütig und traurig ums Herz, denn trotz des Erfolges fühlte ich innerlich, daß es wohl mein letztes Jagdlager auf der Elefantenjagd sein würde, das letzte von den vielen, die ich erlebt und genossen, die ich nie vergessen werde, die mir Erinnerung geworden, Erinnerung, von der ich zehren muß, denn für uns alle kommt einmal der Augenblick, an dem man sagen muß: „Es war das letztemal!“ — —

Am Morgen traten wir den Rückmarsch zum Hauptlager an, marschierten Stunde auf Stunde durch weglosen Busch. Am Mittag erreichten wir die Straße. Unsere Schwarzen brachen in ein Freudengeheul aus. Wir standen auf der Straße, auf der es weitergehen mußte, viele tausend Kilometer, zur Küste des Atlantischen Ozeans.

Wir sahen wie die Buschräuber aus, unrasiert, unsere Kleider zerrissen und zerschlissen, tief braungebrannt, mit bloßen Armen und Beinen. Wir setzten uns an den Wegrand, um zu überlegen, was weiter geschehen sollte. Es waren gut vierzig Kilometer bis zu unserem Hauptlager am Letabafluß.

Da hörten wir ein Surren in der Ferne, es kam näher und näher. In schneller Fahrt kam ein Automobil auf uns zu in der Richtung auf den Letaba. Wir traten auf die Straße und hielten den Wagen an. Ich glaube wirklich, daß die Insassen uns für Buschräuber hielten. Wir sahen ja auch so aus. Sie musterten uns zuerst ganz erschrocken, kamen aber gern unserer Bitte nach, uns vom Letaba einen unserer Wagen entgegenzuschicken.

Wir marschierten bis zum nächsten Dorf, das an der Straße liegt, und warteten dort im Schatten hoher Bäume. Nach einer Stunde kam unser Fahrer mit einem der Lastwagen. Wir stiegen alle ein, und in sausender Fahrt ging es dem Lager zu. Die Technik hatte uns wieder eingefangen, das rauhe, frohe Leben im Busch war vorbei, zu Ende.

Leb wohl, du unendlicher Busch des alten Afrika, du, der mir das höchste gegeben, das eines Mannes Herz sich ersehnen kann, dem ich das größte Abenteuer verdanke, den ich manchesmal verflucht, den ich immer lieben und den ich niemals vergessen werde.

